

EINS

„Ist das David Bowie?“

Die Ballkönigin fragt den Traumprinzen. Ihre Lippen sind so nah, dass ihr Atem sein Ohr kitzelt. Nur so kann sie sicher sein, dass er sie trotz des dröhnen *bah-bah-bah-bah* der Jackson 5 versteht. Unter ihren Füßen irrlichtert es rot und grün, die Lampen unter dem bunten Plexiglasboden der vollen Tanzfläche blinken im wummernden Takt, obwohl dieses Paar auch ohne sie hell genug strahlen würde. Sie ist ein Starlet: via Chelsea auf dem Weg nach Hollywood, mit High Heels von Terry de Havilland, die bei jedem Schritt Glitzerstaub aufwirbeln. Er ist auch ein Star: ein blonder Rudolf Nurejew in einem selbstgeschneiderten Balletttrikot aus Sakko und Hosenrock, dessen Nähte seiner geschmeidigen Figur schmeicheln wiebaumwollener Beifall. Sie kommen nicht bloß zum Tanzen, sondern zum Bezaubern. Und tun es auch.

„OH MEIN GOOOTT!“

Vor kaum zwei Minuten hat sich die Bewunderung eines neuen Fans über sie ergossen wie eine texanische Ölquelle.

„IHR ZWEI SEHT TOOOLL AUS!“

Eine Einladung folgte.

„KOMMT RÜBER, SETZT EUCH ZU UNS UND TRINKT EINEN SCHAAAMPUS!“

Der Bote stolzierte anschließend zu einer der mit rotem Samt gepolsterten Sitzecken zurück, die rings um die Tanzfläche angeordnet und von der anderen Hälfte von „UNS“ besetzt sind – einem lang-

haarigen Geschöpf in einer Art Kleid. Das Girl ist diejenige, die das Gesicht unter dem Pony erkannt hat: dasselbe putzige Gesicht, das vor ungefähr einem Jahr den Song über Einsamkeit im Weltraum gesungen hat, den sie so gerne mag. Während der Kopf damals mit kurzen, blonden Locken bedeckt war, hat er jetzt Haare wie Rapunzel. Darum musste sie ihren Freund fragen: „Ist *das* David Bowie?“

Er ist es. David Bowie, bekannt durch „Space Oddity“ und sonst nichts, sitzt in einem lachsroten Gewand mit Blumenmuster da, umgeben von den Samtpolstern, berockt und mit übereinandergeschlagenen Beinen. Er nestelt geistesabwesend am Stiel eines Glases, während er über die regenbogenfarbene Welle aus sich schüttelnden Leibern blickt. Auf dem Tisch vor ihm seufzt ein Teller mit eingefallenem Salat und gelbsüchtigem Schinken, den ein vorbeihuschender Kellner mit Latzhose von Mr Freedom vor zehn Minuten abgestellt hat. David, der von Mr Fish eingekleidet ist, röhrt ihn nicht an. Identische Teller welken in den Nachbarsitzecken: Aufmerksamkeiten der Clubleitung, in deren Eintrittspreis ein „Abendsnack“ enthalten ist, um den Gesetzten über den Spätausschank Genüge zu tun. Der Salat ist völlig oberflächlich. Die Kundschaft auch. Vor einem Jahr kamen, sahen und sprachen die Männer von der Zeitschrift, die einmal *Jeremy* hieß, ein vernichtendes Urteil. „Hier ist das Allerletzte cool. Die Mode. Die Haltung. Der Haufen trendiger Püppchen, bei dem man den Eindruck gewinnt, falls jemand unter den Jungs oder Mädchen Sex hat, dann vor ihrem Zimmerspiegel – mit sich selbst.“ Der Haufen trendiger Püppchen fasst es mit einem Ausdruck zusammen: „super-elegant“. Es ist der einzige Style, der etwas gilt im Sombrero.

Da hier nichts ist, was es zu sein scheint, ist „*das* Sombrero“ eigentlich nicht das Sombrero. Eigentlich heißt der Club Yours Or Mine?, wie die silbernen Streichholzbriefchen zeigen. Das eigentliche Sombrero – El Sombrero – ist das mexikanische Restaurant oberhalb in der Kensington High Street an der Ecke Campden Hill Road. „*Is' guuut!*“, versichert die Werbeanzeige. „*Is' seeehr gut!*“ Man kann das El

Sombrero nicht verfehlten wegen des Neon-Sombreros, der draußen neben dem Erdgeschosseingang zum Club im Keller angebracht ist und abends eingeschaltet wird. Beide Lokale gehören demselben kleinen Schweizer Harry, der das Sombrero in den Fünfzigern als Café eröffnete und den Namen wählte, weil er gerne in Spanien Urlaub machte. Nachdem es in den Sechzigern abgebrannt war, baute er es wieder auf und vergrößerte das Untergeschoss zu einem Nachtclub, dem ersten in London mit beleuchteter Tanzfläche, die er aus der Schweiz herübergebracht hatte. Dinner oben, Tanzen unten, alles im Sombrero.

Die lebhafte Schlange vor dem Laden, den niemand Yours Or Mine? nennt, zieht sich an der Front des Restaurants entlang, während sie darauf wartet, den Eingangsbereich hinter dem Neon-Hut zu betreten. Sobald man die zwei machohaften jugoslawischen Türsteher und den engelsgleichen Garderobenjungen passiert hat, geht es die Treppe runter, wo man von dem extravaganten Manager Amadeo empfangen wird. Seine Haare sind eine blonde Welle, und zwischen seinen großen Zähnen klemmt ein Noël-Coward-Zigarettenhalter, den er nur herausnimmt, um seine Stammgäste mit einem dreisilbigen „Dha-rrr-ling!“ zu begrüßen. Ein Podest am Fuß der Treppe lockt einen steten Aufzug von Frauen an, die sich beim Eintreten gegenseitig darin überbieten, wie die Schauspielerin und Stilikone Gloria Swanson zu posieren. Erst wenn sie das lange genug getan haben, um von allen gesehen zu werden – eine Hand hochwerfend, mit einer Wimper klimpernd, oder den Kopf für eine imaginäre Großaufnahme zur Seite neigend –, sind sie endlich *angekommen*.

Einige dieser Leute sind bettelarm, aber ihr Chic bleibt unbezahlbar. Viele sind herausgeputzte Prinzessinnen, unterbezahlte Modehausangestellte, die mit den Waren, die sie anbieten, aber niemals selbst bezahlen könnten, für eine Mitternachtstour auf die Piste gehen, bevor sie sie zurück an die Kleiderbügel hängen, um sie als fabrikneue Ware von Yves Saint Laurent zu verkaufen. Die Kleider der Ärmsten zeugen zumindest von Reichtum an Fantasie: ein Bettlaken wird zur Toga, und ein wertloser, mit Goldfarbe

bemalter Plastiklorbeerkränz verwandelt jemanden, der tagsüber ein Niemand ist, in einen Disco-Nero. Peinliche Fragen werden nicht gestellt. Man glaubt dir, wie du dich verkaufst, und nichts verkauft sich so leicht wie Äußerlichkeiten. An diesem Ort darfst du sein, was du willst, nicht was du bist. King's Road Queens, Mandrax-Miezen, Gauner, Dandys, Gecken, Flittchen, Gigolos und Speedfreaks. Alle verdammt, aber im Licht des Sombrero auch alle verdammt hübsch.

Die Hübschesten gehen nie samstags aus, weil da die Atmosphäre verpestet ist von Anfängern auf Auswärtsfahrt. Ein beliebiger Abend unter der Woche ist besser, und der Sonntag am besten – die angesagteste Nacht für Eingeweihte, wenn diejenigen, die kommen, um zu funkeln und beneidet zu werden, am hellsten funkeln und die heftigsten Neider auf den Plan rufen. Diejenigen, die nie Schlange stehen, nie zahlen und, wenn sie nicht gerade tanzen, im queeren Polari-Slang zwischen Zigarettenzügen in der DJ-Kabine mit Antonello turteln, einem gutaussehenden italienischen Friseur mit trockenem Humor, der die Sounds spendiert, zu denen die Pillenschlucker bis drei Uhr morgens zappeln können. Solche wie Glitter-Fred und Ginger, die gerade verstohlen zu dem androgynen Wesen blicken, das sie für das One-Hit-Wonder David Bowie halten.

Fred ist wirklich ein Freddie, doch Ginger heißt Wendy – ein gewiefstes Girl aus Fulham, schlank, attraktiv und nackt, falls sie nichts von Quorum oder Biba beziehungsweise ähnlich schicke Stoffe trägt. Meistens schläft sie bis lange nach Mittag, da sie nachts als Hostess im Churchill's in der New Bond Street arbeitet, wo ihr Job darin besteht, wohlhabende Gentlemen zu umschmeicheln, damit die den Club um mehrere Hundert Pfund leichter und den Bauch voll mit Champagner und Kaviar verlassen. Wenige können Wendys Reizen widerstehen. Freddy ist zwei Meter groß, hellhaarig und blauäugig. Er ist bei einer Model-Agentur registriert, obwohl die Hauptgönner seiner Schönheit einem raueren Schlag angehören. In erster (Mode-) Linie ist er Schneider und derzeit in der King's Road angestellt, um Änderungen vorzunehmen, doch sein ganzes Talent bleibt der

Privatwirtschaft der kleinen Nähmaschine vorbehalten, mit der er umgeht wie mit einem unerlässlichen fünften Glied. Er ist eine vollständig selbstgenähte Kreation, und sein Name „Freddie Burretti“ eine notwendige italianisierte Verschnörkelung von Fred Burritt aus Bletchley. Seine Garderobe ist seine Welt, und die Welt ein Laufsteg zum Präsentieren seiner Garderobe, die stets ergänzt wird von schwarzen Schnürschuhen mit dicken Korksohlen.

Zusammen mieten sie eine Wohnung in Holland Park, die weiter heruntergekommen ist, als der Stadtteil es vermuten lässt, wenn man von einem Aubrey-Beardsley-Kunstdruck an einer Wand als Eingeständnis von Klasse absieht. Es gibt zwei Schlafzimmer: eins mit Doppelbett, in dem sie gemeinsam schlafen – allerdings nicht als Liebespaar –, das andere unbelegt für Freddies gelegentliche Verabredungen. Zwei schwarze Schafe, die von ihren Familien verstoßen wurden, seitdem in geschwisterlicher Liebe zueinander gefunden haben und noch keine 20 sind. Freddie ist Bruder und häusliche Mutter, Wendy die kleine Schwester, die nichts mit einem Geschirrtuch anzufangen weiß, weil sie zu gespannt darauf wartet, dass „Fifi“ und seine Bande anklopfen, die Klamotten wie vom letzten *Vogue*-Cover geklaut hatten. Manchmal begegnet man Freddie und Wendy in Chelsea, im La Douce in Soho oder drüben im Catacombs oder Boston in Earl's Court – überall dort, wo die graue Hetero-Welt der Polyester-Pollys und Old-Spice-Olafs nicht eindringen kann. Aus ebendiesem Grund mögen sie das Sombrero am liebsten.

Es ist Angie, Davids Frau, die zuerst vom Sombrero erfährt, und sie ist auch diejenige, die ihn zum Hingehen überredet. Er widersetzt sich nicht. Den Tipp gab ihr eines der Mädchen bei der Theateragentur Al Parker's im West End, wo Angie gejobbt hat, um ein bisschen Extrakohle zu verdienen. Falls sie es aber nicht so erfahren hätte, wäre sie früher oder später von jemand anderem darauf gestoßen worden. Das Sombrero passt zu gut zu ihr, um lange vor ihr verborgen zu bleiben: irre Mode, heiße Disco und vollgepackt mit mehr Queers, als ein Zivilbulle mit seinem Knüppel bedrohen könnte.

Schon wenige Sekunden nach ihrer Ankunft bestätigt sich alles, was ihnen vom Sombrero erzählt wurde, und mehr.

David analysiert das super-elegante Ambiente schnell und passt seine Maske entsprechend an. Insgeheim aber hat er Herzklopfen. Er erkennt, dass er mit seinen langen Haaren und dem Blumenmusterkostüm nicht mehr die faszinierendste Kreatur im Raum ist. Und auch nicht mehr die androgynste. Sein erster reizüberfluteter Blick fällt auf Freddie, der mit Wendy tanzt wie die optische Entsprechung eines Glockenspiels. Er sieht stattlich, stylisch, prahlerisch: einen Pfau, einen Schauspieler, einen unbelehrbaren Poser; einen verlorenen Jungen, wie er selbst einer ist. David muss seine Neugier befriedigen, ist es aber nicht gewohnt, ohne Hilfe erste Schritte zu machen. Deshalb ist Angie hier.

„OH! SIND SIE ... NICHT ... TOOOLL!“

David schickt Angie über die Tanzfläche, um sie in ihre Sitzecke zu locken. Die Szene flackert vor ihm wie ein Stummfilm. Angie nähert sich selbstbewusst. Ihre Augen funkeln, sie streckt einen Arm zum Zeigen aus, woraufhin der Junge und das Mädchen in seine Richtung schauen. Nervöses Lächeln, die Münder bewegen sich, ihre Worte ein Rätsel unter dem liebeskranken Geheul des kleinen Michael Jackson.

Angie kehrt allein zurück.

„SIE KOMMEN RÜBER.“

Freddie und Wendy besprechen sich noch. Er beschließt, dass sie Recht hat: *Es ist David Bowie.*

„Was denkst du?“, fragt Wendy. „Sollen wir rübergehen?“

Beim ersten Prickeln von Champagner in der Nase an einen fremden Tisch zu springen ist nicht die super-elegante Art. Der Instinkt sagt nein, doch die Neugier sagt ja. Freddie schürzt die Lippen. Dann grinst er. „Na dann, komm mit.“

Die Tanzfläche blinkt blau, als das Tempo zu Miriam Makebas Afro-Boogie „Pata Pata“ wechselt. Angie klatscht innerlich mit strahlendem Lächeln, während sich die beiden gelassen nähern und aus zwei vier werden. Obligatorische Vorstellungen. „Wendy.“ „ANGIE.“ „Freddie.“ „David“, sagt David, und seine Gäste nicken, als wüss-

ten sie es nicht bereits. Das Licht ist schwach, aber hell genug, um einander genau zu beäugen. Freddie ist von Davids verschiedenfarbigen Pupillen fasziniert, deren eine unendlich blauer leuchtet als die andere. David taxiert Freddies Haare, Lippen und Wangenknochen und findet, dass er Mick Jagger stark ähnelt: der *nächste* Mick Jagger werden könnte.

„Singst du?“, fragt David.

„Ich war mal im Schulchor“, antwortet Freddie mit schüchternem Augenaufschlag. „Allerdings vor meinem Stimmbruch. Bis dahin hatte ich wirklich eine sehr schöne Stimme. Wie die *meisten* kleinen Jungen.“ Sein Blick wird übermütig verschmitzt. „Nein“, fährt er fort. „Ich entwerfe Kleider. Meine eigenen sind alle selbstgeschneidert.“ Er drückt sanft sein Revers zusammen. „Das hier ebenfalls.“

Eine von Davids Augenbrauen zuckt. „Könntest du mir auch was schneidern?“

Freddie schaut zu Davids Bauchnabel hinunter und wieder hoch. „Ja, könnte ich.“ Er setzt sein Glas an und nimmt behutsam einen großen Schluck. „Wenn du mir deine Maße gibst.“

David lächelt. Wendy kichert. Angie wiehert.

„OH SCHATZ! BITTE, DU MUSS DAVID WAS TOOOLLES SCHNEIDERN!“

Mehr Schaumwein wird eingeschenkt, eine Fülle unausgesprochener Gemeinsamkeiten wahrgenommen. Als die Flasche leer ist, besteht ein Bündnis zwischen Enfants terribles. Sie unterhalten sich, sie trinken, sie tanzen; und die ganze Zeit mustern sich David und Freddie einander verhalten – beide Künstler, die langsam ahnen, dass die Suche nach ihrer nächsten Muse vorbei ist.

Sie tauschen Telefonnummern und versprechen, sich wiederzutreffen. David und Angie haben das Sombrero zum ersten, aber nicht zum letzten Mal besucht; bis zur Zeit der ersten Frühlingsblüte werden sie genauso zum Inventar gehören wie roter Samt, Strichjungen und Melanies „Lay Down“, Antonellos übliches Vierminutensignal zum Ende der Party. Sie geht für manche weiter – Freddie und Wendy tragen ihren Hunger mit dem Rest der aufgeputschten Morgentanz-

truppe die Straße runter in ein persisches Café –, nicht aber David und Angie. Sie torkeln zu einem Taxi in Richtung Beckenham in Südlondon, wo sie wohnen, und lassen sich auf die Rückbank fallen, während ein verzückendes Nachbeben ihre Köpfe durchrüttelt. Ihre Körper wiegen sich zum sanften Rhythmus der Straße, seine Hand liegt auf ihrem Knie, und die Augen werden ihm schwer. Ihre auch. Dann reißt sie sie plötzlich auf.

„OH!“

Stecknadelkopfgroße Ohren aus Zellen, die noch vor einer Woche nicht da waren, um Melanie wummern zu hören, zucken unter einer neuen Empfindung. Sie stöhnt wieder, lauter, und David wacht aus seinen Traumvisionen von Mick Jagger auf. Angie legt seine Hand auf ihren Bauch.

„*Fühlst du's?*“

Unter der Haut strampeln Beinchen.

ZWEI

Traumvisionen von Mick Jagger werden auf einer 13-Meter-Leinwand zum Alptraum. Im Film *Performance* spielt der Rolling Stone den zurückgezogenen Rockstar Turner, der sich von seinem Dämon verlassen in einem Reihenhaus in Notting Hill in ein klaustrophobisches Chaos aus psychotropen Orgien mit seinen beiden Freundinnen stürzt. Unten zieht ein suspekter Störenfried ein: ein zerschrammter James Fox mit zurückgekämmten Haaren, die kunstlos feuerröt gefärbt sind. Er gibt sich als Jongleur „Johnny Dean“ aus, doch Jagger glaubt ihm nicht und sollte es auch nicht. Fox ist in Wirklichkeit ein Gangster namens Chas: ein Pistolenheld, ein Schläger, einer, der schon mal einen Rolls-Royce mit Batteriesäure verätzt, der generell kleine, versnobte Knalltüten einschüchtert und jetzt, nachdem er einen Bekannten umgebracht hat, vor seiner eigenen Bande flieht. Seine letzte Rettung: dieses Boheme-Drecksloch am Powis Square in Notting Hill.

„Wenn du ich wärst, was würdest du tun?“, fragt Jagger.

„Kommt darauf an, wer du bist“, erwidert Fox, und im Zuge eines bisexuellen Trips dämmert dem Pop-Idol und dem Gauner allmählich, dass sie ein und derselbe sind: jeder nur ein Darsteller der Figur, von der sie glauben, sie im Spiegel zu sehen.

Wie auf dem Filmplakat steht, geht es um „WAHNSINN UND VERNUNFT, EINBILDUNG UND WIRKLICHKEIT, TOD UND LEBEN, VICE UND VERSA“. Die Hippie-Presse nennt den Film „die schwerste Kost, die je gedreht wurde“, wodurch sich erklärt, weshalb er zwei Jahre lang bei der Zensurbehörde verstaubte, während er auf die üblen Kürzungen wartete, die seine Premieren-

Benefizvorstellung im *Warner West End*-Kino erst jetzt erlaubten, vier Tage vor Davids 24. Geburtstag. Über den ersten roten Teppich von 1971 zieht eine benebelte Parade aus Rockmusikern, Schauspielern, Diskjockeys und Models, aber kein Mick Jagger. Er sitzt im *Janvier*-Nebel an einem Pariser Flughafen fest. Ersatzweise beansprucht Keith Richards die Blitzlichter der Fleet-Street-Journaille, Arm in Arm mit seiner Partnerin Anita Pallenberg, der weiblichen Hauptdarstellerin. In ungefähr einer Stunde wird sie sich in prächtigem Technicolor mit Keaths bestem Kumpel splitterfasernackt unter einer Bettdecke wälzen.

Davids Gesicht ist nicht berühmt genug für die Premiere, doch kaum dass er 24 ist, drängelt er durch die Menge auf dem Leicester Square, um sich den Film anzusehen. Bloß um *sich* zu sehen. Sein farbloses London aus Abfällen in der Portobello Road und nach Kippen stinkenden Telefonzellen in der Wandsworth Bridge Road. Seine Wohnung und Festung aus mit Wasserfarbe bemalten Wänden, Gitarren und Lautsprechern, Ständern voller seltsamer Kleider, merkwürdigen Kunstgegenständen und exotischen Teppichen. Sein und Angies Bett voller Frauen, die Männer küssen, die Frauen sein könnten, die Frauen küssen, die Männer sein könnten. Seine Stimme, wenn sich ein Mund bewegt und sagt: „Weißt du, ich amüsiere mich mit meinem Image.“ Er ist Turner aus Beckenham, der Außenseiter-Poet. „Ich will meinen Schädel komplett ausleeren.“ Er ist Chas aus Brixton, der rotzfreche kleine Gauner. „Ich mag's ein bisschen ausschweifend.“ Einer und beide, vice und versa, Jones und Bowie.

„Die einzige Performance, die was bringt – die wirklich was bringt, die es voll bringt –, ist diejenige, die wahnsinnig macht, richtig?“

Die Würfel sind gefallen, feuerrot.

Performance haut David um.

Der Junge namens Mark aus Walnut Court, dem Appartement-Block auf der anderen Straßenseite von David, sitzt da und hört sich dessen Lobrede auf *Performance* an. David spricht nicht so darüber, als hätte er einen Film gesehen, sondern wie jemand, der das